



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reisebilder aus Galizien. 2. Krakau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

enger Beziehung. Dieses Recht besitzen gegenwärtig alle diejenigen, welche einen gewissen Betrag an Staatssteuern bezahlen, einen Betrag, der je nach dem Wohnort von zwanzig bis zu hundert und sechzig Gulden aufsteigt. Auf diese Weise kommt auf eine Bevölkerung von stark drei und einer halben Million ein Minimum von ungefähr hunderttausend Wählern. Daß dieses Wahlgesez seine großen Mängel hat, ist unzweifelhaft und man ist in letzter Zeit allgemein von der Nothwendigkeit einer Veränderung desselben überzeugt. Allgemeine Wahlen verabscheut man; der Holländer ist wohl liberal, aber die Demokratie erfüllt ihn mit Schrecken. Als Händler legt er einen übertriebenen Werth auf den Besiz irdischer Güter und ist er geneigt, den Werth des Menschen nach seinem Hab und Gut zu schätzen. Er will dem Aermern wohl gleiche persönliche Freiheit gönnen, aber gleiche politische Berechtigung — dazu kann er sich nicht entschließen, weil er im Herzen Aristokrat ist. Vielleicht fühlt er auch, daß das allgemeine Wahlrecht in den Händen eines so verkommenen Volkes ein gar zu gefährliches Spielzeug wäre. Einstweilen ist diese Abneigung gegen das allgemeine Stimmrecht ein Glück und die in Aussicht stehenden Veränderungen des Wahlgesezes werden sich wohl nur auf eine mäßige Herabsetzung des Censur beschränken.

Es erscheint erklärlich, wenn man die Holländer häufig eine erloschene Nation nennt; aber das Feuer ist noch nicht ganz erloschen, es wird zuweilen wieder angefaßt und hin und wieder zeugen einzelne Erscheinungen, daß eine, wenn auch schwache Wendung zum Besseren eingetreten ist. Mindestens die Einsicht in die Mängel des gegenwärtigen Zustandes ist im Zunehmen begriffen. Man sieht ein, daß unser Dasein etwas Greisenhaftes hat und daß die Erinnerung an frühere ruhmvolle Tage zu unserer jetzigen Schwäche und Furcht vor jugendkräftigen Nachbarn in traurigem Gegensatz steht, daß ein *sint ut sunt* unmöglich geworden ist und wir nur zwischen Emannung und langsamem aber sicherem Untergang zu wählen haben.

Reisebilder aus Galizien.

2. Krakau.

Ueber den Thürmen Krakaus war ein trüber nebliger Novembertag aufgegangen, der mich die Kirchen und Palläste an denen ich vorüberwanderte nur undeutlich und wie durch einen Vorhang sehen ließ. Es gibt Landschaften und Orte, zu denen nothwendig ein strahlender Morgen gehört und

Grenzboten I. 1870.

andere, die ihr charakteristisches Gesicht am deutlichsten zeigen, wenn der Wanderer, der sich ihrem Anblick zugewendet, über schlechtes Wetter zu klagen hat und gewohnheitsmäßig nach der Sonne seufzt „der Mutter der Freuden“. Gerade wie gewisse Partien des Harzes den rechten Eindruck erst machen, wenn über ihnen der graue Himmel hängt, der zu ihrer düsteren, zerrissenen Physionomie paßt, gibt es Städte, die nur wenn sie grau in Grau gemalt erscheinen, die Wahrheit sagen. Und daß die alte, von der vergangenen Herrlichkeit eines vergangenen Staats redende Piasenstadt an der Weichsel zu diesen Städten gehört, wird Niemand leugnen, der sich mit einiger Theilnahme in ihren melancholischen Anblick versenkt hat. Obgleich die ältesten und interessantesten Theile des polnischen Moskau durch die große Feuersbrunst von 1850 zerstört und in ziemlich nichtsagendem Stile erneuert worden sind, hat die Stadt ihr alterthümliches Ansehen unbeirrt durch den Wechsel der Zeiten conservirt. Obgleich sie bloß 40,000 Einwohner (darunter 14,000 Juden) zählt und auf den meisten Gassen ebenso viel Häuser wie Menschen zu sehen sind, macht sie einen vornehmen, statiosen Eindruck. Neununddreißig Kirchen und zahlreiche Gebäude, die öffentlichen Zwecken dienen oder gedient haben, erinnern daran, daß hier der Sitz eines mächtigen Reichs, der Mittelpunkt eines Volks von Völkern gewesen ist, das sich als die Herrscherin des Ostens, die Vormauer der occidentalen Culturwelt fühlte. Im Gegensatz zu den Städten des östlichen Gallizien, die ihren nationalen Charakter in steten Kämpfen mit russischen und akatholischen Elementen behaupten mußten und deren polnische Physionomie darum eine gewisse Abfichtlichkeit verräth, zeigt Krakau die stolze Ruhe einer nationalen Metropole, welche nie anders wie polnisch war und nie anders sein konnte; die stolzen Thürme der Kirchen und Capellen, die aus Stadt und Vorstädten gleich zahlreich emporragen, verkünden, daß die heute zurückgekommene, verarmte und entvölkerte Stadt mit Sicherheit auf die Wiederherstellung ihrer alten Herrlichkeit rechnet und fest entschlossen ist, die strenge Katholicität, welche Polen von den übrigen Slavenstämmen trennte und der Republik zum Verderben ward, unbeirrt zu behaupten.

Es war Sonntagmorgen und von allen Seiten riefen die Glocken zum Gebet. Durch das prächtige siebenthürmige Floriansthor, das einzige Ueberbleibsel der alten gegen die Türkengefahr erbauten Befestigung von 1498 zogen zahlreiche Landleute der Umgegend in die Stadt, um an den Gräbern der Heiligen und Könige ihres Volks, die hier ihrer und des Reichs Auferstehung harren, zu beten — schmutze kräftige Gestalten in einer Tracht, die außerhalb der severischen Landschaft nicht gefunden wird. Statt der pelzverbrämten viereckigen Mütze (Konsfederadka), die zum nationalen Costüm der Städter gehört und auch bei den masurischen Bauern die Regel bildet und neuer-

dingß zur k. k. Ulanenuniform gehört, trägt der Krakuse einen hohen spitzen Hut, mit breiter Krämpe, um den ein rothes, mit Silberflittern, zuweilen auch mit kleinen Heiligengbildern geschmücktes breites Band gewunden ist. Statt des ausgenähten dunkelfarbigen Schnurrocks trägt er im Winter den glänzend weißen Schapselz, gleichfalls mit rothen Bändern und breitem rothen Gurt verziert, eine Kleidung, die namentlich zierlichen Mädchengesichtern trefflich zu Gesicht steht; die breiten blauen Beinkleider sind in die bis an die halbe Wade reichenden Stiefel gesteckt und im Gurt hängt eine schwere, mit Blech beschlagene Peitsche. Aus tief gebräuntem Gesicht sehen ein Paar dunkle Augen heraus, das Kinn ist rasirt, die Oberlippe mit schwarzem Schnurrbart geziert. —

Ich folgte einem Trupp von Landleuten, der die breite St. Florianstraße herab zum Ring (Markt) schritt und dann im Portal der trotz ihres gemischten (nur halb gothischen) Stils höchst imposanten Marienkirche verschwand. Dieser Kirche gegenüber liegt ein riesiger Bau, dessen wunderliche, alterthümliche Gestalt die Neugier des Fremden zu mächtig reizt, als daß er dem Strom der Kirchengänger sofort folgen könnte. In Mitten des Markts, der durch die umgebenden Kirchen und Thürme an und für sich schon einen stattlichen, vornehmen Eindruck macht, ragt eine mächtige ungetünchte Wand empor, die weder Dach noch Fenster zeigt; um dieser gewahr zu werden muß man um den Platz herum auf die der Marienkirche gegenüberliegende Seite gehen; die hier sichtbare Front des Gebäudes ist niedriger als die der Marienkirche benachbarte und mit jener durch ein schräges, steil abfallendes Dach verbunden. Hundertundsechzig Schritte hat man zu gehen um von der nördlichen an die südliche Ecke der Tuchhalle zu gelangen, die Kasimir der Große, der Begründer der polnischen Großmacht, im J. 1358 aufführen ließ, um dem damals reichen Manufacturhandel seiner Hauptstadt einen Mittelpunkt zu geben; 1557 restaurirt, macht dieses Gebäude, das heute zur städtischen Waage und zum Waarenmagazin dient, den Eindruck, einer Zeit anzugehören, in welcher der Sarmate noch halb in nomadischen Gewohnheiten stak und das Haus bloß für ein steinernes Zelt ansah. — Rechts steht ein uralter Thurm, der einzige Ueberrest des früheren Rathhauses, auf die ehrwürdige Zeitgenossin des großen Kasimir hinab; bloß durch die Hauptwache von ihm getrennt liegt eines der ältesten Denkmäler polnischer Katholicität, die schon im 10. Jahrhundert begründete Capelle des heiligen Adalbert des Apostels der Preußen und der Polen.

Kehren wir zur Marienkirche zurück. Von den zwei stattlichen Thürmen, die an ihrem Eingang emporragen, ist einer von einer reich vergoldeten Krone umgeben, die, wie von unsichtbarer Hand gehalten, über seiner Spitze schwebt. An ein paar ziemlich roh geschnitzten Figuren vorüber (die Kirche ist im 13. Jahrhundert erbaut) geht es in das Innere. Der hohe Dom,

in welchen das Tageslicht nur mühsam bricht, weil seine Fenster mit alten, zum Theil höchst werthvollen Glasmalereien geschmückt sind, ist dicht mit Gläubigen gefüllt, die ringsum knieend ihr Gebet verrichten und deren fromme Andacht der Schritt des Besuchers nicht zu stören wagt. Hier findet man noch die ächte, ungebrochene Katholicität des Mittelalters, nicht den mit modern-ultramontaner Flitterkrone aufgeputzten Fanatismus der Reflexion, der sich für religiösen Eifer ausgibt, im Grunde aber nichts weiter als gespreizte Partheileidenschaft repräsentirt. Männer im Schnurrock und im häuerlichen Pelz, Damen in eleganten pariser Trauerkleidern und Bettlerinnen, deren Lumpen mit Roth bedeckt waren, knieten neben- und durcheinander und auf allen Gesichtern derselbe melancholisch sinnige Ausdruck, dieselbe Versenkung in die innere Welt, die Nichts von dem weiß, was rings umher vorgeht. Hier sind kirchliche und politische Traditionen von Alters her so untrennbar miteinander verschmolzen, daß Niemand weiß, wo die einen aufhören und die andern beginnen und das Märtyrertum, das der katholische Clerus in den nahe benachbarten russischen Provinzen für seine nationale und confessionelle Treue zu leiden hat, mußte dazu beitragen, den katholischen Eifer gerade in der gegenwärtig lebenden Generation über sein gewöhnliches Maß hinaus zu steigern. Wohl hatte der Pöbel Krakau's erst vor wenigen Wochen bei Gelegenheit der Barbara-Ubryk-Historia mit Steinwürfen gegen den Unfug protestirt, der hinter den Mauern der zahlreichen Klöster des Orts getrieben wird — aber katholisch ist diese Stadt wie nur eine in Europa. Obgleich die polnischen Städte sammt und sonders als ultramontane Partegängerinnen bekannt sind, gilt Krakau auch bei ihnen als die kirchlichste und der polnische Liberalismus klagt wohl gelegentlich darüber, daß hier den lebendigsten Forderungen der Zeit kein Gehör geschenkt und das nationale Interesse hinter dem kirchlichen zurückgesetzt werde. — Es gibt aber auch keine zweite polnische Stadt, in welcher der Katholicismus so reiche Denkmäler seiner einstigen künstlerischen Schöpferkraft und seiner Leistungen für die nationale Sache hinterlassen hätte. Die Marienkirche, die unter den Krakauer Gotteshäusern bei Weitem nicht die erste Stelle einnimmt, hat diese künstlerische Weihe in dreifacher Weise erhalten. Obgleich ihr Stil nicht rein ist, gibt es keine deutsche Stadt, der sie nicht zum beneidenswerthen Schmuck gereichen würde, auch wenn sie die prächtigen alten Glasfenster und den Hochaltar nicht besäße, durch den Veit Stof's Meisterhand sich hier unsterblich gemacht hat.

Leider gebrach es an Zeit, dieses Kunstwerk, vor dem der Priester eben die Messe celebrierte, aus der Nähe und mit Muße in Augenschein zu nehmen. Die Grodzkastraße hinab, vorüber an der Dominikanerkirche, dem St. Andreaßkloster und der im 16. Jahrhundert erbauten, statuen-

geschmückten Peterkirche (einer Miniaturnachahmung des großen römischen Petersbaues, die beweist, daß die Quantität sehr leicht in die Qualität umschlägt) suchte ich den Weg zu der alten Königsburg auf der Wawel-Höhe, deren Mauern die Westminsterabtei der königlichen Republik, die berühmte Krakauer Kathedrale umfassen. — Obgleich (die k. k. Tabaktraffik ausgenommen) alle ansehnlicheren und nicht spezifisch jüdischen Läden geschlossen waren, erschienen die Straßen leidlich belebt. Daß man sich in einer alt-polnischen Stadt befinde, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein. Schon das Auftreten der zahlreichen, in den langen orientalischen Rock gekleideten Juden schloß in dieser Beziehung jeden Zweifel aus, denn nur auf polnischer Erde macht der Jude den Eindruck, wirklich zu Hause und heimathberechtigt zu sein, trägt er sich wie ein Mann, der nicht Flüchtling und nicht Wanderer ist. In Galizien und namentlich in Krakau tritt er überdies ungleich stattlicher und anständiger auf, als in den russisch-polnischen Ländern; nicht nur, daß die hartumflossenen Gesichter behäbiger und ruhiger dreinsehen, die Röcke reinlicher, die Bärte besser gepflegt sind — dem galizischen Juden fehlt die schächernde Zudringlichkeit seiner litthauischen Landsleute, und wenn er auch nicht umhin kann, gelegentlich ungebeten seine Dienste zur Disposition zu stellen, so geschieht es doch in der Regel mit einer gewissen Zurückhaltung und ohne daß er sich wegwirft. Daß der galizische Jude sich als Pole fühlt oder zu fühlen vorgibt, liegt in der Natur der Sache und thut sich u. A. schon dadurch kund, daß seine Ladenschilder neben den ebräischen immer nur polnische Inschriften führen; der deutsche Handelsmann ist diesem Beispiel natürlich bereitwillig gefolgt und die Schilder an den Traffik-Läden ausgenommen, begegnet man in den Straßen Krakau's fast nirgend deutschen Inschriften. Selbst von den öffentlichen Gebäuden sind sie während der letzten Jahre zum größten Theil verschwunden und der polnische Patriotismus hat die Genugthuung, sich alleinberechtigt zu fühlen und nirgend durch fremde Schriftzeichen daran erinnert zu werden, daß er ohne staatliches Substrat ist.

Die jüngeren Männer, namentlich die Studenten, tragen mit Vorliebe den mit Schnüren besetzten nationalen Rock, die pelzverbrämte Confederadka und hohe Stiefel, wie sie den Pflasterverhältnissen (Krakau ist wirklich gepflastert) entsprechen. Oben, wo der Rock schließt, ist sehr häufig der Brustnadelknopf zu sehen, der auf schwarzem Emaillegrunde den weißen Adler zeigt, und die österreichische Regierung ist klug genug, diesen symbolisirten Glauben an das „Jecze Polska ni z'gineta“ nicht zu bemerken. Die Frauen der höheren Stände sind mit Vorliebe schwarz gekleidet — sehr häufig zeigt das schwarze Seiden- oder Wollengewand einen breiten weißen Trauerrand. Schon daß dieser Anzug in dem verhaßten Rußland bei Strafe verboten und als classischer Zeuge für „schlechte Gesinnung“ angesehen und bestraft wird,

macht ihn in den nicht-russischen Provinzen der ehemaligen Republik populär. Aber sehr häufig bedeutet das schwarze Kleid der Krakauer oder Lemberger Edelfrau mehr als die Trauer um das todte Vaterland und die erstorbenen Hoffnungen von 1863. Obgleich der größte Theil des galizischen Adels sich niemals über die Hoffnungslosigkeit des unglücklichen Aufstandes getäuscht hat, welcher in unbegreiflicher Thorheit den Sturz des Wielopolski'schen Systems und den Terrorismus der Murawjew und Kaufmann verschuldete, hat der Patriotismus der Galizier es nicht über sich gewinnen können, die Brüder am nördlichen und östlichen Weichselufer wehrlos verbluten zu lassen und selbst Männer, welche aus ihrer Abneigung gegen die Thorheit der Gemeute niemals ein Hehl gemacht haben, brachten der verlorenen Sache ihrer Landsleute bereitwillige Opfer an Gut und Blut. Die Beisteuer an Menschen und Geld, welche Galizien zu dem unglücklichen Aufstande leistete, hat mancher Familie Trauer, manchem Vermögen drückende Passiva eingetragen. Mit aus diesem Grunde schlägt das gesellschaftliche Leben der vornehmen Familien schon seit Jahren nicht mehr so glänzende Wellen, wie früher; in den Straßen Krakaus sieht man nur wenig elegante Equipagen und selbst diese sind nicht nach der neuesten Mode.

Wenn man die Grodzkastraße durchschritten hat, wird man zur Rechten plötzlich einer Anhöhe gewahr, auf deren Schultern sich ein mächtiger Bau erhebt, der schon dem ersten Blick sein hohes Alter verräth und — abgesehen von seinen großartigeren Proportionen — an das Altenburger Schloß erinnert. Wir stehen vor dem stolzen Königebau, an welchem von Kasimir dem Großen bis zu August dem Starken sämtliche Herrscher der großen Republik des Ostens gebaut haben und dessen prächtige Zinnen jeden Gedanken daran ausschließen, daß er heute zu einer Kaserne sammt Spital herabgewürdigt worden ist. Die hohen Mauern, welche die Stadt beherrschen und bis zu den in der Ferne dämmernden Karpathen hinübersehen, sind Jahrhunderte lang die Zeugen aller polnischen Königskrönungen, all' der glänzenden Feste gewesen, zu denen sich die Blüthe der Ritterschaft des Ostens versammelte, denen die Gesandten Preußens und Rußlands lang genug staunend zugesehen haben, von den Magnaten und Kirchenfürsten der Republik als Vertreter abhängiger Vasallenstaaten über die Achsel angesehen. Aus den drohenden Schießcharten, durch welche heute gelangweilte k. k. Soldaten in die Stadt hinabsahen, ist mancher verderbende Blick auf den Feind niedergefallen, der sich rühmen konnte, bis an das Herz des polnischen Staats vorgedrungen zu sein und die sarmatische Tripolis

(Cur Tripolis? triplex quid vult distinctio? nempe
Hic homines, hic rex, hic habitant que Deae)

bedroht zu haben.

Langsam ging ich die mäßige Höhe des Wawelberges, zwischen thurm-
hohen Mauern hinauf, glücklicher als die Mongolen, Schweden und Russen,
die jeden Schritt auf dieser Bahn mit tausenden von blutigen Köpfen hatten
bezahlen müssen. An dem Thor wandte ich mich um: und wohin der Blick
sich richtete, blieb er gefesselt haften. Südlich erheben sich jenseit des
breiten Silberbandes der Weichsel die Thürme der Kasimirz-Vorstadt, um
finster zu der Burg hinauf zu sehen, die lang genug ihr Schutz und Stolz
gewesen ist und heute ebenso ohnmächtig daliegt wie das Reich, dessen Herz
einst siegestroh gegen diese Mauern schlug — weit hinter den Zinnen der
Dreifaltigkeits- und der Frohnleichnamskirche, des Pauliner- und des Augu-
stinerklosters erhebt sich die blaue Karpathenkette, die natürliche Grenze slavi-
schen und magyarischen Volksthum. Westlich liegen die Vorstädte von Smo-
lensko — nördlich und nordöstlich dehnt sich die prächtige, thurm- und pallast-
reiche Stadt hin, aus deren ernsten, noblen Zügen sich eine große wechsel-
volle Vergangenheit herauslesen läßt. In dem leichten Nebel der über dem
dunkeln Bilde liegt, erscheinen die zahllosen Thürme, die unter uns liegen,
und vom Ring, von der Grodzkastraße, von Piesak und Kleparz hinüber sehen,
wie stumme Riesen, die vor Schmerz über die Schmach, der sie zusehen muß-
ten, zu Stein erstarrt sind. Hier hat die Sonne, für die nur das Lebendige
lebt und die immer nur der Gegenwart Recht gibt, Nichts zu suchen und
die Strahlen, welche hie und da durch den Wolkenschleier brechen und spöt-
tisch über die goldene Krone am Thurm der Marienkirche hin glänzen, ver-
schwinden rasch wie sie gekommen sind, um dem düstern Ernst des Gemäldes
sein trauriges Recht nicht zu verkümmern.

Aber die Schaar der blassen, schwarzgekleideten Männer und Frauen,
welche den Berg hinabzieht und immer dichter zu werden scheint, mahnt zum
Besuch des Doms, der nach dem Schluß der Messe nicht mehr besichtigt werden
kann. Rechts vom Eingang in die alte Piasenburg erhebt sich der in gothischem
Stil gebaute Dom des heiligen Stanislaw, aus dessen metallnem Dach ein
verwitterter Thurm, der zu dem Ganzen nicht recht passen will, herauswächst.
Dem öden weiten Schloßhof können wir nur einen flüchtigen Blick widmen,
selbst die Inschriften, welche an Portal und Rückseite des Doms angebracht
sind, bleiben ungelesen. Ein greiser Bettler mit langem weißem Schnurr-
bart öffnet mit der Rechten die stolze Thür, die in das nationale Heiligthum
führt, während die Linke verstoßen eine Gabe in Empfang nimmt. Zögernd
treten wir ein und es dauert lange ehe wir uns in dem ehrwürdigen Dunkel
orientiren können, in welches das Tageslicht nur verstoßen hineinfällt.

An Reinheit des Stils, Größe und Ebenmaß der Proportionen kann
der Krakauer Stanislaus-Dom weder den rheinischen Kirchen noch der
Notre-dame de Paris verglichen werden. Die zahllosen Monumente und

Capellen, welche diesen Raum ausfüllen und auf den Beschauer eindringen, lassen keinen einheitlichen Eindruck aufkommen und Kunstkenner werden schwerlich ermangeln, an der Raumvertheilung und dem Verhältniß des Langhauses zu den Seitenschiffen begründete Ausstellungen zu machen. Ueber Recht oder Unrecht derselben vermag ich nicht Aufschluß zu geben, denn zur Kritik bin ich in den Stunden nicht gelangt, in denen die Vergangenheit der polnischen Westminsterabtei ihre erschütternde Sprache zu mir redete. Ich habe viele Kirchen gesehen, aber keine hat einen so bewältigenden Eindruck auf mich gemacht, wie diese Kathedrale Alt-Polens, von der die Kunstgeschichte Nichts oder doch nur sehr wenig weiß. Diese Kirche ist mehr, wie das Product einer Epoche, in welcher religiöses und nationales Bewußtsein einander völlig durchdrungen hatten — der Katholicismus, der aus diesen Steinen redet, ist lebendig, er hat mit dem polnischen Nationalbewußtsein einen Bund geschlossen, der heute ebenso unauflöslich ist, wie in den Tagen Kasimirs des Großen. Nicht das polnische Mittelalter, die gesammte polnische Geschichte, die älteste wie die neueste, ist in diesem Dom verkörpert, der zugleich die laute Sprache der Todten und das Geflüster der Lebendigen, Unterdrückten redet. — In der Mitte des Hauptschiffs, nahe dem Eingang und den Hochaltar verdeckend (die Kirche zählt im Ganzen fünfzig Altäre), ruht, von den Flügeln silberner Cherubim getragen, auf mit reichem Silber-Laubwerk verziertem Postament der Sarg des Schutzpatrons von Polen, des heiligen Stanislaw, ganz aus getriebenem Silber gearbeitet und mit zahllosen Figuren in halb-erhabener Arbeit bedeckt. Stanislaw Szepanow war im 11. Jahrhundert Bischof von Krakau und wurde am Altar der Michaelskirche von Boleslaw dem Kühnen während des Gottesdienstes und vor versammelter Gemeinde erschlagen, weil er des Königs zuchtlose Wüßtheit getadelt und mit dem Bann der Kirche bedroht hatte. Schon 1248 von Innocenz IV. heilig gesprochen, ist er der Heilige seines Volkes geworden, sein Grabmal ruht an dem geweihtesten Ort polnischer Erde und die andächtigen Krakusengestalten, die vor seinem Sarge knien, bezeugen, daß sein Gedächtniß im Herzen seines Volkes bis auf diesen Tag nicht erloschen ist.

Noch ist die Messe nicht beendet, noch tönt Gesang vom Hochaltar, an dessen Stufen sechs bärtige Männer ungeheurer Kerzen in den Händen haltend, knien; die Zahl der Gläubigen, die sich versammelt hat, ist zu groß, als daß die kleine Schaar Fremder, welche sich zum Besuch der Schatzkammer, der Capellen und der Krypta am Portal versammelt hat, vorrücken könnte ohne die Väter zu stören. Von den galonnirten Portiers ist keine Spur zu sehen, die in den katholischen Kirchen Deutschlands Kirchenpolizei üben, aber es herrscht allenthalben andächtige Ruhe, die Niemand zu stören wagt. Während ein Theil der Gemeinde an der Messe Theil nimmt, Andere sich um die dicht-

besezten Beichtstühle drängen, knieen die Meisten in stillem Gebet vor den einzelnen Altären und den achtzehn Capellen, welche in reichem Kranz das Schiff der Kirche umgeben; an den schlanken himmelanstrebenden Säulen prangen allenthalben weiße Tafeln, lateinische Ankündigungen des Concils enthaltend, das sich in den nächsten Tagen versammeln soll und von dem die polnischen Gläubigen erwarten, daß es Zeugniß ablegen werde für den Glauben der Kirche an die Unsterblichkeit der polnischen Sache.

Es vergeht fast eine Stunde, ehe der Sakristan, zu dessen Privilegien die Orientirung fremder Besucher gehört, das Zeichen zum Eintritt in die Schatzkammer gibt, aber das Auge wird nicht müde, all' die Schätze zu bewundern, welche mit verschwenderischer Pracht im Dom ausgestreut sind. Kein Altar, kein Pfeiler, kaum ein Fußbreit steinernen Getäfels, der nicht mit Denkmälern der Vergangenheit, Sarkophagen, Statuen, Fresken oder Inschriften geschmückt wäre. Hier schläft ein in rothem Marmor ausgehauener König den ewigen Schlaf, dort blickt das Reliefbild eines Bischofs oder Castellans ernsthaft hinab, — links verkündet eine Inschrift, daß sie zum Gedächtniß eines verdienten Kriegers errichtet worden sei, rechts segnend ein marmornes Marienbild den Schläfer, der zu seinen Füßen ruht Alles — was das Land an großen Erinnerungen aufzuweisen hat, ist in diesen engen Raum vereinigt und macht sich die Ehre streitig, an der Seite der Könige und Helden seines Volks zu ruhen. Neben Sculpturen von bloß historischem Interesse und solchen die die Signatur der Jesuitenzeit zeigen, finden sich Kunstwerke vom höchsten Rang, überall ist das Bild aber nur Zeichen eines bedeutsamen geschichtlichen Moments. Die Grabmäler Kasimir's Jagello's und das riesige Denkmal Kasimir's des Großen, beide rechts vom Portal rühren aus der Werkstatt Veit Stof's her. In übermenschlicher Größe ruht der städtebegründende König auf mächtigem Sarkophag von rothem Marmor, die Krone auf dem Haupt, das ruhige, ernste Gesicht von lockigem Bart umflossen. Seine im vorigen Jahre aufgefundenen Gebeine sind gleichfalls in dieser Kirche beigelegt und haben zu einer großen Demonstration in allen ehemals polnischen Ländern Veranlassung gegeben; selbst unter den Juden, für die es keine andere Geschichte gibt, als die der verlorenen Heimath am Jordan, lebt das Gedächtniß des bürgerfreundlichen Königs noch heute! — Nur wenige Schritte von dem Denkmal des großen Kasimir entfernt, erhebt sich auf kunstreichem Postament ein weißes Marmorstandbild, das eine herrliche Jünglingsgestalt in antikem Kriegerschmuck zeigt und vielleicht der größte künstlerische Schmuck des Doms vielleicht Thorwaldsen's vollendetstes Werk ist; der junge Held, der einem Gott ähnlicher steht als einem Menschen, ist der Graf Wladimir Potocki, der im Jahre 1812 den Fahnen Napoleons gefolgt war und vor Moskau ein frühes Ende fand, — eine unendlich rührende Gestalt,

in der sich Kraft und Schönheit zu seltener Vollkommenheit vereinigen. Die prächtige Capelle gegenüber, deren Wände in schwarzem Marmor aufgeführt und allenthalben mit Reliefs und Inschriften bedeckt sind, trägt ein schwervergoldetes Kupferdach, das die Grabdenkmäler Sigismund Jagello's und Sigismund August's, des letzten Jagellonen schirmt. Wenige Schritte weiter liegt die Königin Jadwiga (Hedwig) begraben, die Tochter Ludwig's des Großen von Ungarn und Polen, die durch ihre Heirath mit Jagello (Wladislaw II.) die Union Polens mit Litthauen und Weißrußland und die Polonisirung dieser Länder herbeiführte, die seitdem der Schauplatz endloser Kriege zwischen Polen und Moskowitern wurden; die Reaction gegen das damals begonnene Werk ist noch heute der leitende Gedanke der russischen innern Politik, aber der Bund, den die polnische Königstochter mit dem Enkel Gedin's schloß ist zugleich ein Bund zweier Völker gewesen und weder die verschlagenen Bemühungen Catharina's II., noch die Hochgerichte der Murawjew und Kaufmann haben ihn aufzulösen vermocht.

Die Capellen links vom Portal, gleichfalls mit Denkmälern und Schnitzwerk reich verziert und meist zu Ehren verdienter Kirchenfürsten gestiftet, bieten weniger Interesse; die Namen, welche der Cicerone, ein feister Kirchendiener mit harten Zügen, nennt, haben sich in der politischen Geschichte des Landes keinen Platz erobert und die hier aufgestellten Kunstwerke können denen der Potocki- und der Siegismondcapelle nicht verglichen werden. Enthält doch allein die dem Standbild des Grafen Wladimir gegenüberliegende Potockische Capelle drei herrliche Schöpfungen von Thorwaldsen's kunstreicher Hand: einen segnenden Christus und die Büsten des Grafen Arthur und seiner Mutter.

Wir kehren in das Hauptschiff der Kirche zurück. Der celebrirende Priester und seine Assistenten haben den mit rothem Sammt ausgeschlagenen Altarchor verlassen, auf welchem einst die Könige Polens, Litthauens, Weiß- und Rothrußlands gesalbt und gekrönt wurden. Noch steht der Thronstuhl da, dessen Stufen zuletzt von August III. von Sachsen beschritten worden, während die übrigen, den höchsten Kronbeamten bestimmten Sitze von Gegnern besetzt waren, ein Vorspiel der traurigen Regierung des letzten Polenkönigs aus wettinischem Hause. Nur bei feierlichen Gelegenheiten war die Benutzung dieses Theils der Kirche durch die königliche Familie üblich, ihre tägliche Messe pflegte dieselbe in der Capelle hinter dem Hochaltar anzuhören, die früher mit dem Schloß durch einen besonderen Eingang verbunden war. Der gegenwärtigen Eingangsthür gegenüber, an der Rückseite des Hochaltars befindet sich das Denkmal Johann Sobieski's und seiner Gemahlin. Klug und freundlich blickt die marmorne Reliefbüste des tapfern Fürsten zur Seite die Königin, drein; Pelz und Harnisch bezeichnen den Kriegsmann des 17. Jahrhunderts, der

zwischen den Traditionen des Ritterthums und der modernen Taktik stand. Unter der Büste hängt ein mächtiger, reichgeschmückter Schild aus weißem Marmor, dessen goldene Inschrift den Befreier Wiens und den nationalen Helden feiert. — Durch die gegenüberliegende Thür treten wir in die Königs-capelle, die ganz aus schwarzem Marmor gearbeitet ist; selbst die Kirchenstühle sind aus diesem kalten Stein, nur der Thron des Königs ist aus rothem Stein gefertigt, desgleichen das einzige Denkmal, das sich in dieser Capelle befindet, der Sarkophag Stephan Bathory's, des klugen Ungarfürsten, der durch seinen Bund mit den Jesuiten alle katholischen Interessen in den Dienst Polens zu ziehen gedachte, aber durch Intoleranz gegen die Evangelischen den Verlust der erst vor wenigen Jahren errungenen Provinz Livland verschuldete. — Hier war die geheimste und wichtigste Werkstatt der katholischen Reaction des 16. und 17. Jahrhunderts, welche vornehmlich durch die jesuitischen Beichtväter und Hauscaplane der Könige betrieben wurde und zu den Dissidentenhändeln, später zu verhängnißvollen Interventionen der glaubensverwandten Nachbarn führte. Von dieser Kanzel herab wurden die Könige und Fürsten immer wieder aufgestachelt, die keizerischen Greuel, welche des ersten Sigismund weise Toleranz geduldet hatte, von der polnischen Erde zu verschleichen, die griechischen und protestantischen Nachbarn auf Tod und Leben herauszufordern. Hier wurde Sigismund III. zu dem wahnfinnigen Untersinken geweiht, seine protestantische Heimath jenseit des Meeres zum Gehorsam gegen die alleinseeltigmachende Kirche zurückzuführen. Diese Capelle ist endlich die Zeugin eines der denkwürdigsten und folgenreichsten Abschnitte der neueren polnisch-russischen Geschichte gewesen: hier kniete, umgeben von geflüchteten Moskauer Magnaten jener räthselhafte Abenteurer, der in der Geschichte als falscher Demetrius bekannt ist, an der Seite der schönen Marina Mniczek um von Sigismund, dem Sohn des Schwedenkönigs Johann und der Catharina Jagello, Unterstützung seines Zuges nach Moskau zu erflehen; hier wurde der Grund zu dem Vernichtungskampf gelegt, in welchem Polens Kraft verblutete. Unwillkürlich steigt die Gestalt des wunderbaren Mannes vor uns auf, den Merime's Meisterhand so lebensvoll geschildert hat, des Betrügers, der zugleich tadelloser Ritter, humaner und feingebildeter Regent war, von häßlichem Angesicht und bloß mittlerer Größe, aber so bezaubernd durch Geist und Liebenswürdigkeit, daß die stolzen Puschkin und Kurbsky ihm zu Liebe das Knie vor dem feindlichen Polenfürsten beugten und im Bunde mit dem Kosacken-Hetman „Krieg gegen Moskau, — Krieg gegen den Godunow“ riefen. Hier empfing die gleißende Marina, die Tochter des Woyewoden von Sandomir, den Schwur, dessen Erfüllung Demetrius zugleich das Glück des Lebens und den tapfer erkämpften Saarenthron kostete; hier soll Pater Tschernikowsky dem Prätendenten

das verhängnisvolle Gelübde abgerungen haben, nach seiner Thronbesteigung den Jesuiten das Thor des Kremel zu öffnen und mit ihnen gemeinsam an der Unterwerfung des rechtgläubigen Moskau unter die Curie zu arbeiten. Und als später die Kunde von den ersten Siegen erscholl, welche der Usurpator erfochten, von der Niederlage und dem Uebertritt Bassmanow's und dem plötzlichen Tode Godunow's, wurde hier in des Königs Privatheiligtum das Tedeum gesungen, das mit Rücksicht auf die bestehenden Verträge und den hartnäckigen Widerspruch Sapieha's gegen das ganze abenteuerliche Unternehmen, in der Kirche des Staats nicht gewagt werden durfte. — Gespenstisch taucht eine Erinnerung, ein Bild nach dem andern an dieser Stätte auf, die in der Politik des 16. und 17. Jahrhunderts eine nur allzuwichtige Rolle gespielt hat, an der Gedanken geboren und groß gezogen worden sind, welche noch heute Fleisch und Bein haben und, oft todtgesagt, noch immer am Leben sind.

Aber die Zeit drängt und an der Thür steht ein grauer, schnurrbärtiger Mann, in weißem Chorrock, halb Soldat, halb Priester, der die Fremden in die Schatzkammer führen soll. Rechts vom Ausgang aus der königlichen Privatcapelle, unweit des Hochaltars, führt eine schmucklose Thür in einen Raum, der zugleich zur Sacristei und zur Schatzkammer für die Reliquien der alten polnischen Könige dient, welche in ungeheuren, in die Wand gefügten Eichenholzschränken aufbewahrt werden. In der Mitte dieses Gemachs steht ein großer runder Tisch von grauem Marmor, auffallend durch die zahlreichen Halbmonde, welche in seine Platte eingelegt sind. An diesem Tisch hat Kara Mustapha mit seinen Paschas und Beys vor Wien gefaselt, als er die Kaiserstadt bereits für seine Beute ansah und den Halbmond auf den St. Stephan zu pflanzen gelobte; Johann Sobiesky, dem dieses kostbare Beutestück nach der Schlacht vom 12. September 1683 zufiel, hat dasselbe in die Cathedrale seines Reichs gestiftet. — Inzwischen hat der Sacristan seine Schränke geöffnet und die in denselben aufgestellten Reliquien stehen an Mannigfaltigkeit und Interesse kaum hinter den Denkmälern des Doms zurück: das auf dem Grabe des letzten Jagellonen zerbrochene Schwert der Fürsten aus dem Hause Gedimins des Litthauers, — der Säbel, den Sobiesky vor Wien getragen — Krone, Krönungsmantel und Krönungsschwert der polnischen Könige — der riesige, für eine übermenschliche Hand berechnete Siegelring König Boleslavs des Kühnen — das alte Scepter der polnischen Könige, eine kurze Lanze von braunem Eichenholz mit kunstreicher Eisenspitze, von Kaiser Otto III. Boleslaw dem Tapferen im Jahre 1000 bei Gelegenheit eines Besuchs in Gnesen geschenkt — eine Tiara von der Hand der Königin Maria Leszcynska gestiftet — die mächtige goldene Rose, welche Benedict XIV. der ebenso frommen wie unglücklichen Gemahlin Ludwigs XV. verlieh — endlich der Fürstenmantel Joseph Poniatowski's, sowie Uniform und Kreuz der Ehrenlegion, welche an der Leiche des tapferen Feldherrn gefunden worden waren, in dem die polnischen Legionen Napoleons bereits den Herrscher des wiederhergestellten großpolnischen Staats verehrt hatten.

„Moze pan chce zobaszyc sklep“ fragte der alte Führer, der an der Thür stehen geblieben war, während der mit der Obhut über die Ueberbleibsel polnischer Königsherrlichkeit betraute Sacristan diese vorgewiesen und erklärt hatte, — „der Herr will wahrscheinlich auch noch die Krypta sehen.“ Geführt von dem Alten, der ausah als habe er mehr wie ein Mal die Sense für sein Vaterland getragen, begab unsere kleine Schaar sich in die Kirche zurück. Nicht am Portal blieb der Alte stehen um mit Hilfe eines Gefährten die kupferne Fallthür zu öffnen, welche in die unter dem Langhaus

der Kirche befindliche romanische Krypta führt, Während die beiden Männer die gemächliche Platte heben, hat eine bisher unbeachtet gebliebene Capelle den Blick der Fremden gefesselt; so groß ist die Zahl der hier aufgehäuften Kunstschätze und Reliquien, daß jeder neue Gang durch den Dom eine ansehnliche Nachlese liefert. Das marmorne Denkmal, vor dem ich stehen geblieben war, zeigte einen wunderlichen Reliefschmuck; aus einer mit vier Pferden bespannten, von einem Trupp härtiger Lanzenreiter escortirten Kutsche sieht das Gesicht eines freundlich-flugen Greises in geistlichem Habit heraus. Dieses Monument ist zum Gedächtniß des ebenso muthigen wie fanatischen und intoleranten Bischof Soltyl von Krakau errichtet, der sich den beabsichtigten Concessionen an die von Rußland bequinstigten Dissidenten widersetzt hatte und dafür im Jahre 1767 von einer Kosackenabtheilung nach Petersburg abgeführt worden war.

Die Grabthür ist geöffnet und es geht hinab in die enge Gruft, in der Polens beste Männer ruhen: der Treppe gegenüber Johann Sobieski in schwarzem von vier Bronzegehaltnen getragenen Marmorarge, auf dem die Symbole seiner Macht, Krone, Scepter und Schwert in vergoldetem Abbilde liegen, — am Fußende ein silberner Todtenkopf und zwei gekreuzte Todtenbeine; rechts neben ihm steht der Sarg Joseph Poniatowski's — weiter unten in einer Nische der ungeheure Todtenschrein, in dem die Gebeine Vladislaw's IV. und seiner Gemahlin beigeseht sind — des tapfern und staatsklugen Fürsten, der schon als Knabe zum Zaaren Moskaus gewählt und zu dem Beruf erzogen worden war, den seines Vaters Günstling, der falsche Demetrius, zuerst als Zielpunkt aller slavischen Politik bezeichnet hatte: die Versöhnung der beiden großen Völker der sarmatischen Ebene. Des Vaters Zögern brachte ihn um den Zaarenhut Monomachs, des Reichs widersinnige Verfassung lähmte seine Thatkraft und als er 1648 zu Merez starb, neigte der Stern Polens sich bereits zum Niedergange. — Noch ein vierter Sarg steht in dieser Gruft, die Polens letzter König Stanislaus August im J. 1788 errichten ließ: keine Krone ziert ihn, kein Emblem läßt auf fürstlichen Rang schließen, aber jeder Pole, der in diese nächtliche Gruft herabsteigt, um an den Gräbern der Könige und Helden seines Volks zu beten, weihet dem schlichten Manne der hier begraben ist, den ersten Gruß, seinem Seelenheil die erste Fürbitte, denn auf diesem Sarge steht der Name „Kosciusko“.

Wohl eine Viertelstunde hatten die Polen, in deren Begeleitung ich in die Krypta herabgestiegen war, vor dem granitnen Sarge ihres Helden in stummer Andacht gestanden, als wir an das fahle Licht des Wintertages zurückkehrten, der über Krakau hing. Die Eindrücke, welche sich in die wenigen Stunden des Besuchs der Cathedralen zusammengedrängt hatten, waren zu reich und zu bewältigend, als daß Neigung übrig geblieben wäre, noch all' die Kirchen und öffentlichen Gebäude abzusuchen, welche das Reisehandbuch als sehenswerth bezeichnet. Langsam ging ich den Weg, den ich gekommen, wieder zurück — die Menge der Kirchgänger, welche die Frühstunden über Krakau belebt hatten, war verschwunden und der stille, melancholische Charakter der verödeten Stadt hielt die Stimmung, welche sich dem Besucher der Gräberburg auf dem Berge Wawel unwillkürlich mittheilt, noch lange fest.

An der Tafel des Gasthofs hatte sich eine ziemlich zahlreiche polnische Gesellschaft versammelt, die hier täglich zu speisen schien. Aber kein lautes Gespräch, kein gemeinsames Interesse hielt dieselbe zusammen, die Weissen waren in die Lectüre des Gzas oder des Kraj vertieft, — hin und wieder wurde mit dem Nachbar ein Wort geflüstert, ein flüchtiger polnischer oder französischer Gruß getauscht, — die Bewohner Krakau's schienen gewohnt,

ebenso ernsthaft drein zu schauen, wie die Thürme und Mauern ihrer Stadt. — Von deutschen oder französischen Journalen war nirgend eine Spur zu entdecken, und als ich Nachmittags einige Buchhandlungen aufsuchte, um Reiselectüre ausfindig zu machen, wurden mir Schiller's Werke angeboten. Andere deutsche Bücher — meinte der Verkäufer — würden in Krakau nur schwer aufzufinden sein. — Gern hätte ich noch einen Blick in die auf einer Weichselinsel liegende Judenvorstadt Kasimirz geworfen (unterhalb der Wawelhöhe theilt der Strom sich, um durch die Mitte der Stadt zu strömen — unweit der Eisenbahnbrücke sind beide Arme wieder vereinigt), aber der dicke Regen, der Stadt und Vorstädte verhüllte, machte jede freie Bewegung unmöglich und ließ selbst den beabsichtigten Ausflug auf den Kościuszko-Hügel, dessen Aussicht sehr lohnend sein soll, zwecklos erscheinen. Es blieb Nichts übrig, als den Abendzug abzuwarten und in dunkler Nacht die weitere Fahrt nach Ofen fortzusetzen.

Literatur.

Englische Charakterbilder von Friedrich Althaus, zwei Bände (Berlin, bei R. v. Decker.)

Die beiden Bände, in welche das vorliegende Werk des bekannten Kenners englischer Zustände zerfällt, verfolgen verschiedene Zwecke: der erste macht den Leser mit einer Reihe hervorragender Männer des modernen England bekannt, während der zweite Schilderungen alt- und neuenglischen Lebens, culturgeschichtliche Studien im engeren Sinne des Wortes enthält. Die biographischen Abrisse des ersten Bandes haben es zur Hälfte mit Staatsmännern, zur Hälfte mit bekannten Schriftstellern und Künstlern zu thun: Lord Palmerston, Benjamin d'Israeli, Richard Cobden, W. P. Thackeray, Thomas Carlyle, Turner u. A. m.

Obgleich die Darstellung wesentlich auf Mittheilung von Thatsachen und Recapitulation der politischen und literarischen Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten beschränkt und im Ganzen ziemlich knapp gehalten ist, hie und da sogar bedauern läßt, daß der Verfasser nicht mehr auf die Tiefe gegangen und die Eigenthümlichkeiten des neu-englischen Lebens in ihrem Zusammenhange erfaßt hat, machen diese biographischen Essays durchweg den Eindruck der Solidität und Tüchtigkeit. Herr Althaus bietet dem Leser nicht mehr, als er hat, aber was er sagt, kennt er genau und kann er verantworten. Das biographische Material ist gewissenhaft durchgearbeitet und der Verfasser weiß in den Einzelheiten des englischen Lebens genugsam Bescheid, um die Ueberslieferung nicht als baare Münze zu nehmen, sondern auf ihren Kern zurückzugehen. Gleich weit entfernt von einseitiger Ueberschätzung des britischen Lebens und der gegenwärtig herrschenden Neigung, deutschen Patriotismus vorwiegend durch abfällige Beurtheilung fremder Lebensformen zu bethätigen, urtheilt er ruhig, maassvoll und bescheiden, wenn auch nicht immer sicher und erschöpfend. Daß sich eine bestimmte Parteilichkeit zu den in der englischen Politik und Literatur herrschenden Strömungen nicht nachweisen läßt, können wir dem Verfasser zwar nicht als besonderen Vorzug nachrühmen, hat aber zweifellos dazu beigetragen, seinen Schilderungen den Stempel einer ruhigen Objectivität aufzuprägen, welche für die Unsicherheit in der Beurtheilung der politischen Hauptereignisse im neueren Staatsleben der britischen Insel wenigstens im Ganzen entschädigt. Ueber manche Punkte, wie namentlich über die Parlamentsreform von 1868, welche in dem Aufsatze über